Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 35 (1955-1956)
Heft: 9-10

Artikel: Schiller
Autor: Altenberg, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-160453

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Einschätzung und Überforderung menschlichen Wesens eines Tages scheitern wird.

In letzter Konsequenz bedeutet christliche Freiheit auch das Freiwerden von allen «westlichen» Mißverständnissen und Anmaßungen. Die Kirche hat auch, im Gegensatz zur Machtpolitik und zu weltpolitischen Koexistenzplänen, den bleibenden Auftrag, die Einheit der Christenheit — und darüber hinaus des religiösen Bekennertums schlechthin — in Ost und West zu bezeugen. Die Wahrhaftigkeit dieses Zeugnisses wird jede erzwungene Selbstprostituierung im Osten und jede zivilisatorische Verharmlosung im Westen überdauern. Nicht Konferenzen und Kriege werden über die religiöse Heilswahrheit und ihre Bekenner entscheiden, sondern der Herr der Geschichte, dem West *und* Ost untertan sind.

Copyright «Schweizer Monatshefte», Zürich

SCHILLER

VON PAUL ALTENBERG

Wir wollen ehrlich gestehen, daß Gedenkjahre solcher Art, wie wir sie jetzt feiern, nicht immer und nicht überall willkommen sind. Dem Geiste läßt sich nicht befehlen, und der Aufruf zur Erinnerung, wenn er allein von der Gelegenheit eines historischen Datums ausgeht, ist noch nicht immer ein innerer Auftrag. An das wirklich Lebendige braucht — so scheint es — nicht erinnert zu werden. Es ist eben immer da. Nur daß wir uns gerade des Lebendigen in unserem Geiste durchaus nicht immer bewußt sind, nur daß wir oft nicht mehr inne sind dessen, was vertraut und bestimmend in uns waltet, weil es uns allzu vertraut geworden ist und weil wir glauben, es zu besitzen und mit ihm fertig geworden zu sein. Da ist es denn doch zu begrüßen, ja als eine Verpflichtung anzuerkennen, dem Aufruf eines Jubiläums zu folgen, in uns zu gehen und uns zu besinnen, nicht einfach um zu verehren und dieser Verehrung Ausdruck zu geben — dazu kann uns der Zufall des Datums nicht verpflichten —, sondern um zu prüfen, ob Verehrungswürdiges und Lebendiges hinter dem Aufruf von außen liegt, und, nicht eingeschüchtert von säkularem Ruhm, zu fragen, was der so lange und hoch Verehrte uns heute bedeutet und warum wir den Blick unserer

Jugend so früh und mit besonderem Fleiße auf ihn richten. Die Tradition des Ruhmes enthält an sich noch keine Verpflichtung, aber sie ist der Beweis des tiefen Eindrucks, den die große Persönlichkeit auf ganze Generationen vor uns gemacht hat. Macht sie diesen Eindruck auch noch auf uns?

Um das zu entscheiden, dazu ist es nötig, gewisse Hindernisse aus dem Wege zu räumen, Hindernisse, die zwischen ihm und uns stehen. Geschichte und Legendenbildung, unerlaubte Vereinfachung und — noch schlimmer — unbewiesene Angleichung seines Bildes an politische und weltanschauliche Richtungen — alles das umnebelt sein Bild, seit es 1859 bei den Feiern seines 100. Geburtstages zu einer Art nationalen Palladiums erhoben wurde, und als die Schlagwörter begannen, ihn zu umschwirren. Da wurde er, «der Dichter der Jugend, der Freiheit, des Idealismus», ja sogar «der Dichter des deutschen Hauses» — und mit alldem wurde der Weg zu ihm nicht geöffnet, sondern eher verschlossen. Denn er war mehr, als mit solchen Bezeichnungen gemeint sein konnte, und er war anders, geheimnisvoller, schwieriger, menschlicher und wesentlich tiefer als das Bild, das landläufige und rührend vertraute; und auch die Schule, die mit großem Rechte in ihm einen der ewigen Erzieher des Menschengeschlechtes erkannte, hat sein eigentliches Verständnis eher behindert als gefördert, schon dadurch, daß er — sagen wir es ruhig — abgenutzt und abgegriffen wurde, und auch dadurch, daß wir ihn alle zu früh kennen lernten, in einer Zeit, in der wir ihn noch nicht erleben oder jedenfalls nicht ganz (also gar nicht) erleben konnten, so daß er — tief bedauerlicherweise — in manchen Fällen beinahe zu einer bösen Schulerinnerung geworden ist.

Deshalb ist der Aufruf, uns auf ihn zu besinnen, doch ein innerer Auftrag. Es gilt, seiner wieder inne zu werden als der lebendigen Flamme, die er war und ist, ihn heraufzuheben aus dem allzu vertrauten und verfrühten Umgang mit ihm und uns — ohne Voreingenommenheit — ihm aufs neue zu nähern, ihn «naiv», gewissermaßen wieder zum ersten Male zu lesen, offen für seine heftigen Strahlungen, und uns dann zu fragen: was wir an ihm haben, an diesem seltsamen Dichter, in dem man einen der größten Repräsentanten der Menschheit bewundert. Worauf beruht sein Zauber? In welcher menschlichen Form kam der Geist hier zum Leuchten und Glühen? Wie kam er zu der Erfüllung seiner Sendung, die keine andere war, als «ein Abgeordneter der ganzen Menschheit» zu sein?

Das erste, was sich aus den Mitteilungen seiner Zeitgenossen und aus seinem gesamten Werke ergibt, ist die Größe und Wucht einer ungemein leidenschaftlichen Persönlichkeit, von der — ab-

stoßend und anziehend — eine eigenartige Faszination ausging. Man erfuhr allenthalben und bereits sehr früh seine Wirkung, die bedeutender war als sein Dasein selbst, so daß sein Ruhm ihm eigentlich immer vorauseilte und selbst entscheidende Freundschaften wie die mit Körner in der Entfernung und anfangs ohne persönliche Berührungen geschlossen wurden. Sein Dasein, angefochten, unsicher, mit Sorgen, Mängeln und immer ungestillten Bedürfnissen überfüllt, setzte sich unabläßig in heftige geistige Wirkungen um. Er überspringt beständig den gegenwärtigen Daseinszustand und erreicht im Sprung eine Stufe, auf der er — menschlich unsicher — erst allmählich fest steht, gezwungen, sich nun auch als Person gleichsam nachzuziehen. Keine ruhige organische Entwicklung ist ihm vergönnt. Sein Leben verläuft in diskontinuierlicher Steigerung. Die «Taten», aus denen es besteht, sind solche Antizipationen des nächsten höheren Zustandes, den er geistig erflog und auf den er mit Mühe sich hernach emporzog. So war er sich geistig immer selbst voraus, ebensowohl als Karlsschüler und herumirrender Theaterdichter, wie später in Jena und Weimar, und jeden Beobachter seines Daseins mußte dieses Emporschnellen mit Bewunderung, aber auch mit Sorge erfüllen. Goethe bemerkt mit offenbarer Ergriffenheit die erstaunlichen Veränderungen, die er bei jedem seiner Besuche in Jena an dem Freunde wahrnahm und die ihm in Ansehung der verstrichenen Zeit unbegreiflich erschienen, und spricht von dieser offenbar bekannten Tatsache im «Epilog zu Schillers Glocke»:

«Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß.»

Diese Steigerungsform, bewunderungswürdig und beunruhigend, wurde erkauft durch den Mangel an innerer Harmonie und durch eine deutliche Unfähigkeit zum Glück. Sie setzte jene beständige Spannung voraus, die der Wille dem Menschen abverlangt, und führte zu der unermüdlichen Arbeit, zu der rastlosen Tätigkeit, zu der Erfüllung sich immer neu stellender Aufgaben, die stets künstlerische und moralische zugleich waren: Bändigung und Formung, Läuterung und Gestaltung ebensowohl des jeweilig zu bewältigenden Stoffes wie des eigenen Wesens. Der Sinn und das Ziel dieser Tätigkeit ist Vergeistigung, Verwandlung des Daseins in Geist, Überwindung des Stoffes, so daß ihm das eigene Leben am Ende aus der Erinnerung entgleitet, wie der Stoff verworfen wird, wenn er in Form und Gedanke umgesetzt ist. Er plant, «die Geschichte seines Geistes» zu schreiben, und wußte sehr wohl, daß eben solche Geschichte allein seinem Wesen entsprach und dem, was er geleistet hatte, gerecht werden konnte. Die ungewöhnliche Anspannung aller Kräfte, in den Geheimnissen des Temperaments und des Charak-

ters begründet und durch die Stimmungen der Zeit verstärkt und berechtigt, führt sehr früh zu dem Bewußtsein, einen allgemeinen und öffentlichen Auftrag zu erfüllen. Er weiß oder ahnt bereits auf der Karlsschule, daß er die Laufbahn eines geistigen Kämpfers, eines Befreiers und Verteidigers werde betreten müssen, und lebenslang fühlt er sich als ein Beauftragter mit überpersönlichen Anliegen, berufen von der höchsten sittlichen Instanz, und ist sich bewußt, vor dem Angesicht der Vorsehung zu handeln. Damit unterwirft er sein Leben höchsten allgemeinen Verpflichtungen. Er kämpft den Kampf der geistigen Existenz niemals anders als im Namen der ganzen Menschheit. Er macht aus seinem Dasein eine öffentliche Angelegenheit. Er übernimmt die Verantwortung für die Humanität, als ein Wortführer des guten und freien Geistes im Streit mit der Notwendigkeit. Er ist (im besten Sinne) ein politischer Mensch. Da die Natur ihm als seelenlose Gesetzmäßigkeit, als das Reich der Notwendigkeit erscheint, gilt es, die Natur zu überwinden, auch die eigene, was freilich nicht ohne Vergewaltigungen und Verzerrungen des Menschlichen abging. Aber gerade diese Parteinahme für den Geist, dieses leidenschaftliche Bekenntnis zu dem Unsterblichen in uns, das mutige und herrische Selbstbewußtsein des Genius, der die Welt überwindet — das hebt seine historische Gestalt in eine übergeschichtliche Höhe, es gibt seinem Namen und seinem Werke, über alles Persönliche hinaus, den hellen Glanz, der sein Werk, sein Wesen, seinen Namen und sogar noch die Erinnerung an ihn verklärt und der bis zu uns herüberscheint —, so daß er, nach Goethes Worten, im Sterben dahinging,

> «wie ein Meteor entschwindend,
> unendlich Licht mit seinem Licht verbindend».

Die Vergeistigung des Daseins vollzieht sich bei ihm durch Philosophie, Geschichtswissenschaft und Kunst. Die leidenschaftliche Form ist diesen drei Seiten der im Grunde einheitlichen Bewegung gemeinsam. Schon seine ersten künstlerischen Verkündigungen zittern unter der Leidenschaft seines Denkens. An die Stelle herzlicher und gefühlsamer Erregungen tritt die pathetische Führung des Geistes, das Extreme und die Hitze der Gedanken. Er leidet an geistigen Tatsachen. Inhalte seines Bewußtseins, die er nicht verdrängen, von denen er sich nicht befreien kann, quälen ihn und stürzen ihn in sein Element der Geistesnot, deren größter Verkünder und Dichter er wird. Auch die Unfreiheit, gegen die er den Kampf aufnimmt, ist eine geistige Qual, die peinliche Entwürdigung des Menschen, nicht seinem Leibe, sondern seinem Gewissen unerträglich. Unfreiheit ist geistiger Notstand, und in der Abhängigkeit des Menschen von der natürlichen Notwendigkeit, von den Schranken der

Sinne und den irdischen Bestimmungen erkennt er die allgemeine geistige Not der Menschheit, der seine unendliche Klage gilt und die zu besiegen er das Leben einsetzt und preisgibt. Das erste ist, daß man dieser Gedankenqual Ausdruck verleihe, daß man sie ins Bewußtsein hebe und sage. Daher steht sein Philosophieren von vornherein unter dem Zwange nach Ausdruck durch Rede und Gestaltung. Dieser innere Auftrag verbindet sich mit dem Talent, und dies Talent, gepaart mit der heftigen, pathetischen Art seines Denkens und Sagens, erhebt schon den Jüngling zu einer künstlerischen Macht ersten Ranges. Ein durchdringender Kunstverstand bringt ihn schnell in den vollen Besitz aller artistischen Mittel. Zu der klugen Ökonomie, mit der er sein Talent nutzt, kommt die unverkennbare Eigenart der Sprache, die in der Heftigkeit der Wortwahl und dem großen Atem der rhythmischen Gebilde der fast unmittelbare Ausdruck seines leidenschaftlichen Denkens ist. Sie erhebt sich aus den naturalistischen Gewaltsamkeiten und den genialen Ausbrüchen des Sturms und Drangs bis in die Versberedsamkeit des klassischen Tragödienstiles. Mit kluger und kritischer Benutzung überlieferter Hochformen gewinnt er die Beherrschung der dramatischen Form, seiner Dramenform, die er vom Sturm und Drang bis zur «romantischen Tragödie» und bis zu neu erlebten Gestaltungsversuchen des griechischen Trauerspiels fördert. Dabei wird die dichterische Sprache, das echte Pathos der gesteigerten menschlichen Rede, der szenische Aufbau und die dramaturgische Einrichtung der Theaterstücke mit früh erreichter Meisterschaft zu Ausdrucksformen entwickelt, die seinem Zwang zur Äußerung und Gestaltung vollkommen entsprechen und in denen sein Genie sich ganz verwirklichen kann. Er gelangt zu der Monumentalität, die sein Stil ist — zu der Monumentalität als Stil.

Aus seinen großen Dichtungen, von den «Räubern» bis zum «Demetrius», aus den philosophisch-ästhetischen Essays, aus den hymnischen Versen seiner Gedankenlyrik lassen sich wesentliche Bestimmungen seines Genies gewinnen: zuerst die dialektische Grundhaltung, das Erlebnis einer geteilten Welt, der Welt als Spannungsraum und Kräftefeld, des großen Risses, der durch das Universum geht. Diese Art, die Welt zu sehen, zwingt zur Parteilichkeit. Die immerwährende Spannung seines Wesens treibt ihn zur Projektion dieser geistigen Spannung auf den Horizont der Geschichte. Er ist wesensmäßig ein dramatischer Dichter.

Aber diese universale Disharmonie schließt jede Versöhnung aus. Der Streit zwischen Form und Stoff, zwischen Ideal und Leben ist ewig, mit dem Sein der Welt und dem Wesen des Menschen selbst gegeben. Das Dilemma ist endgültig, es ist notwendig. Das Lebendige kann diesen Riß der Schöpfung nicht

heilen. Er ist nur durch den Tod, durch den Untergang der Individuen zu überwinden. Die Unerbittlichkeit seiner Weltanklage, die Schärfe seiner geistigen Not zwingt ihn zur Projektion der Verzweiflung auf den Horizont seines Universums. Er ist wesensmäßig ein tragischer Dichter.

Gleichwohl muß der unheilvolle Gegensatz, der das Leben der Individuen verschlingt, überwunden werden. Der wollende Mensch hat die Kraft, ihn geistig zu besiegen. Der intelligible Charakter vermag das Reich der Notwendigkeit zu überschreiten, hinüberzudringen in eine heitere und versöhnte Welt. Der Mensch ist aufgerufen zum Überwinder des kosmischen Zwiespalts. Der Sieg ist ihm gewiß im Untergang seiner sinnlichen Erscheinung, in der Erfüllung des moralischen Gesetzes, das in ihm liegt. Das ist der Sinn der Weihespiele, in denen der Weg in die Erlösung beschritten und der endliche Sieg gefeiert wird. Sie sind im letzten und genausten Sinne nicht mehr tragisch. In ihnen und in einigen großen Gedichten und Essays wird der Sinn und Trost dieses hohen Wesens und Wirkens offenbar. Sie zeigen Schiller als den Dichter der Weltüberwindung.

Diese drei Bestimmungen dürfen keineswegs als Epochen seines Lebens gelten. Es sind Arten der Erscheinung und der Wirkung seines Geistes, die in sich verschlungen und voneinander nicht abzulösen sind. Sie mögen hier als Aspekte auseinandergelegt werden, um das Wesentliche an diesem Dichter und an diesen Dichtungen besser und tiefer zu erkennen.

Dem Dramatiker ist die Welt der Kampfraum von Gegensätzen, ein Spielfeld der Spannungen. Durch die Übersteigerung und Vergeistigung persönlicher Erlebnisse wird der junge Dichter zuerst zur Parteilichkeit gedrängt. Er ergreift Partei für die Freiheit, gegen den Zwang. Aber es ist von größter Bedeutung, daß dieser Zwang sich in der Dichtung sofort in Weltunordnung, Entartung der Gesellschaft, Verfall der sittlichen Menschheit umsetzt, daß — wenigstens für den inneren Vorgang seiner Tragödie — keine Tyrannenwillkür, sondern das grundsätzlich und wesentlich Böse beschworen wird und daß dieses Böse Ausdruck und Wirkung einer verneinenden und zerstörenden Weltansicht, einer philosophisch begründeten Immoralität ist. Denn Franz Moor ist, indem er Gewissen und Seele leugnet, zugleich der Anwalt des Teufels, also einer sittlich indifferenten, materiellen und durchaus physischen Welt, und seine Tragödie gründet auf der niederschmetternden Einsicht, daß mit der Wiederkunft des Bruders der Rächer, nicht nur seines privaten verstümmelten Lebens, sondern der sittlichen Welt ihm entgegentritt, daß die verleugnete Seele sich in ihm selbst in schrecklicher Agonie wieder anmeldet und bestätigt, so daß am

Ende nicht nur seine widrige Person, sondern seine ganze Welt mit ihrer Leere, ihrer frevelhaften Willkür und mit ihrer Größe dahinsinkt.

Damit steht in inniger Verbindung, daß auch der Räuber Moor nicht gegen private und besondere Feindschaft ankämpft, die ihm Leben und Würde beeinträchtigt, sondern gegen das Gesetz überhaupt, und daß daher das, was er aus sittlicher Überzeugung angreift, sich allmählich selber als sittlich, als notwendig und daher als unüberwindbar herausstellt, als eine eigene Idealität, als sittliches Prinzip, welches durch partikulare Verbrechen und Mängel nichts an seiner zuletzt welterhaltenden Geltung verlieren kann. Dadurch erhöht sich der Kampf zwischen den ungleichen Brüdern bereits zum großen dramatischen Spiel von Weltgegensätzen. Der Weg zum Ideendrama ist hier schon beschritten. Er führt in «Luise Millerin» und vollends im «Don Carlos» zur Darstellung des Gegensatzes von Freiheit und Notwendigkeit, von Freiheit und Ordnung. Damit ist die Parteilichkeit überwunden, die trotz aller Erhebung ins Prinzipielle bei der Gestaltung Karl Moors und Ferdinands noch Licht und Schatten bestimmte. Jetzt hebt der Dichter sich aus der Parteinahme für seine «Lieblinge» empor, in freierem Überblick über das Kräftespiel der geschichtlichen Welt. Die höhere Einsicht in die Notwendigkeit macht aus den frühen Empörerdramen, aus den Explosionen des Zornes die tiefsinnigen Dichtungen der geistigen Menschennot! Unverkennbarer als vorher begegnen sich in seiner dramatischen Welt zwei in sich berechtigte Gegner, Urgegensätze menschlichen Wollens und menschlicher Geschichte. Die unvergeßlichen Gestalten Marquis Posas und Philipps II. werden zu Repräsentanten politischer Tendenzen, in denen sich menschliche Notwendigkeiten höchster geistiger Instanzen nicht verbergen, sondern gerade enthüllen. In solchen Begegnungen, die in allen seinen Werken zu den großen Erschütterungen theatralischer Kunst führen, entzündet sich die Flamme einer pathetischen Poesie, die tatsächlich das Herz der Menschheit selbst ergreift und entflammt. Aus alledem folgt freilich, daß das Menschliche bei ihm erst im Extremen zu sich selber zu kommen scheint, daß es nur in der höchsten Steigerung und Erhitzung sich als menschliches und geschichtliches Leben zu erkennen gibt. Das Normale versinkt, es entzieht sich der künstlerischen Formung, da er es kaum sieht. Es ist außerhalb von Gesinnung und Gestalt, es wird banal. Das Bedeutende liegt erst an der Grenze, im Superlativ des Tuns oder Leidens, und der Dichter verfehlt die Wirklichkeit, wenn er sie nicht in die großen, in die äußersten Spannungsformen hinaufreißt, in denen er selber zu Hause ist. Deshalb ist er niemals der Dichter des Normalen und Intimen gewesen. Es gelingt ihm kein Lied — auch das «Lied an

die Freude» ist durchaus eine große philosophische Hymne —, keine stille häusliche Szene, keine lyrische Hingabe an einen in sich erfüllten, nur auf sich selbst bezogenen Augenblick. Er ist unfähig zum stillen Glück, es gibt keine Ruhe und kaum eine kurze Rast. Überall begegnet ihm das Große, das Bedeutende mit seinem unablässigen Anspruch, und nur in gesteigerten Daseinsbildern, in erhabener Gedankenwelt, auf den steilsten und höchsten Bergen des Herzens findet er sich ganz, nur da erfüllt sich sein Wesen, nur da erreicht er seine stärkste künstlerische Verwirklichung. So durchsucht er, immer nach Stoffen hungernd, die Weltgeschichte und hebt das, was er als beispielhaft, als Symbol grundsätzlicher Spannungen erkannte, das Fruchtbare und Bedeutungsvolle in seinen Geist empor, er gibt ihm die Dimensionen seines energiegeladenen Weltbildes. Und da, wo die Geschichte (nach Schopenhauers Ausdruck) die Buchstaben lehrt, aus denen sich die Idee des Menschen ergibt, gelangt er — in den Glücksfällen des Carlos, des Wallenstein, der Pucelle d'Orléans, auch des Tell und Demetrius — zu den großen Gegenständen, an denen seine eigene Größe offenbar wird.

«Denn nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen.»

Das trifft durchaus auf ihn zu und auf einige große Dichter des Barock. Aber es gibt auch andere und leisere Quellen der Ergriffenheit. Hier erscheint die Größe des geschichtlichen Phänomens als Aufruf zur eigenen Größe. Am Bedeutenden entzündet sich die Poesie. Das bestimmt nicht nur die Auswahl seiner geschichtlichen Stoffe, es führt zu den Hochgestalten, den Repräsentanten der Menschheit, die wir ihm verdanken: es sind Männer- und Frauenbildnisse, die weder personal-intim noch typisch oder abstrakt sind, sondern gesteigerte und geisterfüllte Erscheinungen, in deren Sein und Handeln das jeweils Äußerste unserer Art zum Ereignis wird. Daraus erklärt sich, daß manche Rand- oder Nebenfigur und auch einige Frauengestalten seiner ersten Werke nur blaß und schwach gezeichnet sind, so daß selbst hohe Schauspielkunst sie kaum zu beleben vermag. Aber für die Frau als Märtyrerin und Heldin findet er die großen Züge seiner Luise Millerin, der Maria Stuart und der Jungfrau von Orléans, der Marfa im «Demetrius». Er stürzt sie mitten in den Zusammenprall der Gegensätze hinein und steigert ihre weibliche Natur, über Psychologie und Erfahrung hinaus, in die Größe des allgemein Menschlichen, in der das Geschlechtliche vor dem Schicksal des Geistes versinkt.

Diese große und bei allem Ungestüm kluge und kühle Dramatik schafft sich eine durchaus gemäße Sprache, einen dramatischen Ausdruck von höchster Wucht, in dem nur Unkenntnis oder Snobismus

ein «hohles» Pathos entdecken konnte. Ihre Voraussetzung ist der pathetische Mensch, der Mensch in der geistigen Not, der kämpfende, der siegende oder unterliegende, stets in der Hitze des Zusammenstoßes, der Verzweiflung nahe oder dem nicht weniger erschütternden Trost, durchaus «ausgesetzt auf den Bergen des Herzens». Dieser pathetische Mensch verwirklicht sich in der leidenschaftlichen Rede. Freilich ist das kein Überfließen des Herzens, kein lyrischer Gesang, ja auch kein Geschehen in Sprache wie bei Shakespeare. Es ist mehr der Bühnensprache der attischen Tragiker und der des französischen Klassizismus verwandt, aber in sich tief berechtigt und — in deutscher Dichtung — ohne Vergleich. Es ist poetische Beredsamkeit, ein rhetorisches Sichverwirklichen im Vers, immer parteiisch, auf Wirkung berechnet, nicht etwa auf den Zuschauer, auf uns, sondern durchaus immer auf den Partner, der überredet oder überzeugt, gewonnen oder vernichtet werden soll. Die Kraft dieser Sprache, wie die aller echten Beredsamkeit, beruht auf der Antithese, dem scharfen Nebeneinander der Gegensätze, und auf der Steigerung, den gewaltigen crescendi, die auf einen Höhenpunkt eilen, sich bereichern durch Assoziationen, und mit fliegendem Atem, wahre Läufer der Rede, den Gipfel ihrer Verkündigung stürmen. Das sind eigentlich Bestimmungen der schriftstellerischen und besonders der politischen Sprache. Hier wird sie ins Dichterische gehoben, nicht so sehr durch den ihr innewohnenden Rhythmus oder durch die Großartigkeit ihrer Gedankenfracht, als dadurch, daß sie überall aus dem lebendigen Mittelpunkt, aus dem Herzen des Geistes selber hervorbricht, daß sie überall, unbeschadet ihrer rhetorischen Funktion innerhalb einer Szene, Selbstgestaltung und Selbstvollendung des Menschen im Worte ist. Da immer der ganze Mensch sich redend verkündet und erfüllt, auch wenn er — vordergründlich — für oder gegen eine Sache redet, kann diese Sprache kaum jemals intim oder privat und einfältig sein (es gibt freilich einige wenige Stellen solcher Art). Die allgemeine geistige Not des Menschen klingt, schreit, klagt oder jubelt durch alle Äußerungen hindurch. Alles steigt aus der leidenschaftlich bewegten Tiefe empor und offenbart — am beliebigen Thema — Wirklichkeit und Schicksal geistiger Naturen.

Es ist im Grunde immer der gleiche Zwang zum erhabenen und allgemeingültigen Ausdruck, weshalb es unsinnig ist, in Schillers Sentenzen aufgesteckte Lichter, Zutaten oder Zierat zu sehen. Nur das Allgemeine ist der Verkündigung wert, nur die uns gemeinsame Not des Geistes drängt zur Verkündigung, nämlich die Verteidigung unseres höheren, unseres eigentlichen Wesens gegen die Notwendigkeit, unser Kampf wider die Natur, wider die zeitliche und stoffliche Beschränkung unserer wesensmäßigen Freiheit, der Ver-

zweiflungskampf des Laokoon mit den umzingelnden und erwürgenden Schlangen:

«Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn Laokoon der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage,
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!»

Die geistige Not des Menschen ist nie beredter, aber auch niemals dichterischer geklagt worden. Das ist der monumentale Stil des im tiefsten erregten Mannes, es ist die Sprache Karl Moors und Fiescos, Posas und Wallensteins, und schließlich des Rütli-Schwurs und des Krakauer Reichstags. Und man verkenne nicht den inneren Zwang und die Erfülltheit solcher Menschenrede, die sich jeder Nachahmung entzieht. Sie ermangelt durchaus der Nähe und Intimität, sie ist selten leise und fast immer ohne sinnliche Anschaulichkeit. Selbst ihre Bilder konkretisieren und versinnlichen nicht und führen eher ins Allgemeine, ins Unvorstellbare als zum einzelnen, gegenwärtigen Gegenstand. Es ist überall Annäherung an das zeitlos und schlechthin Gültige. Diese Sprache lebt vom Geiste und seiner Bewegung, als feurige Laut- und Sinnmasse, ungeachtet ihrer Schwere und gedanklichen Fülle in durchaus unaufhaltsamem Schwung, voll innerer Wahrheit und gültiger Wirklichkeit, so daß an ihr jene verzaubernde Macht des Gesanges wirksam wird, die den Hörer zur «Geisterwürde» emporreißt:

«So rafft von jeder eitlen Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
der Mensch sich auf zur Geisterwürde
und tritt in heilige Gestalt.»

Alles muß sich für diesen Dichter auf das Wesen zusammenziehen, welches will, d. h. auf den Menschen. Der Riß, den er durch das Weltall zucken sieht, er geht durch des Menschen Herz. Hier wird der Kampf angefangen und ausgetragen, hier wird er zum Schicksal, hier stoßen die unversöhnlichen Mächte aufeinander. Das gibt dem Menschen Würde und Tiefe. Menschenbilder entstehen, von Anfang an durch den Zusammenprall der Prinzipien, durch die Reibung erhitzt und zum Glühen gebracht, dargestellt mit äußerster

Klugheit und nie versagender Umsicht, aber eigentlich ohne Liebe des Dichters, der nur halben, fast kann man sagen, nur theoretischen Anteil an ihnen nimmt. Denn sie glühen nicht aus dem Herzen ihres Schöpfers, sondern aus sich selbst heraus, weil so erhitzende, so ungeheuerliche Begegnungen an und in ihnen geschehen. Man denke an den Räuber Moor und an Ferdinand, an die menschliche Größe jenes spanischen Königs, der vor dem zürnenden Inquisitor das Versäumnis des Notwendigen mit dem menschlichen Bekenntnis seiner Liebe zu Posa entschuldigt: «Ich sah in seine Augen», und man spürt, wie — dem Ätna gleich — unter dem Eis dieses Mannes die Glut des Lebens lodert —, oder man erinnere sich an Wallensteins tief bewegte Rede, «wenn er dem Weltgeist näher ist als sonst», oder an die glühende Not der «Jungfrau von Orléans», die in Reims sich der Umzingelung durch die erweckten Sinne zu entziehen trachtet, wie Laokoon der Schlangen sich erwehrt mit namenlosem Schmerz, oder wie Don Cesar der Versuchung widersteht, im Leben zu bleiben und sich der Vergeltung zu entziehen.

Zu der dialektischen Grundhaltung, dem grundsätzlichen Erlebnis der Welt als eines Spannungsraumes, in dem unversöhnliche Energien zusammentreffen, zu dieser eigentlichen Anlage des dramatischen Dichters fügt sich, bereits mit der ersten künstlerischen Schöpfung seiner Jünglingsjahre, die Einsicht in eine tragische Welt, in eine Welt des unüberwindbaren Gegensatzes. Der Räuber Moor will die entartete, die entsittlichte Welt wiederherstellen. Er unternimmt diese Wiederherstellung als Verächter der Gesetze, als Vernichter der Ordnung. Sein Recht stößt auf ein anderes, höheres, allgemeineres, von dem er, in einer wahrhaft unvergleichlichen Szene, buchstäblich umzingelt wird, und er muß erkennen, daß das, was sein muß, doch eben nicht sein darf, und daß zwei Menschen wie er (obschon sie das Rechte und Notwendige wollen) «den ganzen Bau der sittlichen Welt zugrund richten würden». Mit diesem Schicksal und dieser Gestalt ist die echte und große Tragödie im Sprunge erobert, die Ausweglosigkeit, das tragische Dilemma erfaßt und damit der Grundriß des gesamten Schaffens gezeichnet. Luise Millerin, Don Carlos und Posa, Wallenstein und Demetrius — das sind die großen Stationen dieses tragischen Weges, kämpfende Menschen, zermalmt zwischen unvereinbaren Notwendigkeiten. Daraus erwächst die Tragödie des Idealismus, der, wie in Philipp und Posa, Menschen opfert für die Idee, für die Idee der Ordnung, für die in Flandern und Brabant blühende Provinzen zerstört werden, oder für die Idee eines künftigen Menschenglückes, für die Posa seine Freundschaft zu Carlos preisgibt. Das erhabene und schreckliche Bild des dem Idealismus dargebrachten Menschenopfers — es steht noch vor uns, es rührt uns gewaltig an, und es will uns scheinen, als sei dieses

dramatische Gedicht, seiner Wahrheit wegen und weil es menschliche geschichtliche Wirklichkeit so gültig und ergreifend gegründet hat, einer der großen und unverlierbaren Schätze unseres Lebens. Und nicht geringer mutet uns die Gestaltung jenes Zusammenstoßes der Mächte im «Wallenstein» und im «Demetrius» an, wenn der Pragmatismus eines großen Menschen in tragischer Begegnung mit der sittlichen Weltordnung untergeht oder der innere Auftrag des falschen Zarensohnes an der zugleich politischen und moralischen Notwendigkeit scheitert. Da klingt uns Wallensteins düsteres Wort entgegen: «dem bösen Geist gehört die Erde, nicht dem guten», und in Max Piccolominis Untergang scheint der Sieg des Schicksals über den Willen, der Triumph der Notwendigkeit besiegelt, da das Schöne von den Hufen der Materialität zermalmt wird und der sittliche Wille keinen anderen Ausweg mehr sieht als den Tod. Der Tod aber, heißt es in der «Braut von Messina»,

«Der Tod hat eine reinigende Kraft...,
Das Sterbliche zu läutern und die Flecken
Der mangelhaften Menschheit zu verzehren.»

Nur gibt es zu denken, daß dieser Tod nicht willenlos oder unwillig erlitten, sondern daß er gesucht und willkommen geheißen wird, weil alles darauf ankommt, die mangelhafte Menschheit von ihren Schlacken zu erlösen. Es geht nicht um den Bestand des individuellen Lebens, das der Schuld nicht entgehen kann und durch die Schuld vor dem Richterstuhle der Vorsehung verwirkt wird, sondern um die sittliche Wiederherstellung und um die Würde des Menschen, die in die Hand der Künstler gegeben ist. Mehr als der Tod gilt daher der Entschluß zu ihm, der Wille zur Sühne, damit die Weltordnung wiederhergestellt und der sittliche Kosmos gerettet werde. Auch dies hatte schon der Räuber Moor erfahren und geleistet und seine grandiose Figur findet sich wieder in Don Cesar und Demetrius, ja selbst in Max und in der Todes- und Sühnebereitschaft der unglücklichen Königin von Schottland.

Im Menschen also muß eine Kraft schlummern, die, durch Leiden erweckt, selbst die Notwendigkeit überwindet, eine sittliche Energie, die in dem Augenblicke frei wird, da die Macht der Sinnlichkeit überwunden wird. Der moralische Wille, im irdischen Gewühl in Knechtschaft gebunden, ein Sklave der Neigung und der Sinne, kommt zu sich, wenn, wie in allen diesen Dichtungen, die Schuld sich allmählich verwandelt in Leid und in der Abendstimmung, in die Schiller diese Wandlungen taucht, die Einsicht in die ewige Ordnung aufgeht wie ein Gestirn und das Antlitz der Vorsehung sich entschleiert. In der Gestalt des dienenden Herakles war dem Dichter das große Symbol, das zusammenfassende und

gültige Bild des unfreien, mangelhaften, schuldbeladenen Menschen aufgegangen.

«Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn...»

Aber der Weg in die Freiheit kann und muß gefunden werden. Ihn darzustellen ist der Sinn der hohen Weihespiele «Maria Stuart», «Die Jungfrau von Orléans» und «Die Braut von Messina». Diese Dramen sind im letzten und genauesten Sinne nicht mehr tragisch. Es sind Gedichte der Erlösung. Sie führen aus der Umzingelung durch die Sinne, aus der Natur, wie Schiller sagen würde, oder aus dem Reich der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit, wo keine Zeitlichkeit und keine Schuld mehr Raum hat, in die Ewigkeit des sittlichen Gedankens, «in die heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen». Aus der sensiblen Welt steigt der Mensch in die intelligible empor, aus der Natur in den Geist, aus Sünde und Schuld in die mangellose Reinheit der Götter. Auf dieser Heilsbotschaft gründet Goethes tiefsinniges Wort von der «Christustendenz», die in Schiller gewesen sei, nur daß diese Erlösung von der Sinnenwelt nicht durch die Gnade von oben, sondern durch das moralische Gesetz in uns gefordert und vollendet wird. Es ist kaum nötig, vor dem Leser diesen Weg der Läuterung und der Überwindung nachzuzeichnen, der Maria Stuart aus der Verworrenheit der Schuld, «aus der Sinne dumpfen Schranken» bis in die Verklärung ihres Sterbens hinanführt, wenn

«der Kerker aufgeht und die frohe Seele sich
Auf Engelsflügeln schwingt zur ewigen Freiheit». Denn
«den Menschen adelt,
den tiefstgesunkenen, das letzte Schicksal».

Und es sei nur in ehrfürchtigem Vorübergehen an den Schluß der «Braut von Messina» erinnert und an das Ende Don Cesars, des Brudermörders und sinnberauschten Gewaltmenschen, da alle Lieblichkeit des Lebens und die ganze Empfindung der Welt ihn nicht mehr zurückhält, «die Angst des Irdischen» von sich abzutun wie ein entstellendes Kleid und durch den reinigenden Tod den Adel der Menschheit wiederherzustellen. Das ist eine Szenenfolge von solcher Wucht und Schönheit, daß allein die Erinnerung an sie unser Herz aufs tiefste erregt. Aber es sei vergönnt, ein wenig ausführlicher von dem Wunder zu reden, welches dieser Sieg über das Irdische in seiner deutlichsten Darstellung, nämlich in der «romantischen Tragödie» der Jungfrau von Orléans bewirkt. Da wird die verbotene, die schändende Liebesneigung zu Lionel in der Einsamkeit und im Leiden überwunden. Man erinnert sich an die

kurzen Szenen, in denen wir die Verfolgte und Verstoßene mit Raimond «im wilden Walde» treffen. Da weiß sie, daß «ohne Götter kein Haar vom Haupte des Menschen fällt» und darf sagen: «Jetzt bin ich geheilt, Und dieser Sturm in der Natur..., Er hat die Welt gereinigt und auch mich. In mir ist Friede.» Sie hat sich selber bezwungen. Lionel ist wieder «der Feind mir, der verhaßte meines Volkes». Und da sie diesen Sieg über sich errungen hat, geschehen die Wunder. Es fallen die Ketten von ihr, die Mauer öffnet sich, sie ist im höchsten Sinne frei, und der kurze Schmerz des verhängten Schicksals und des gequälten Lebens geht über in die ewige Freude. Das ist die Überwindung der physischen Welt durch den Willen. «Der schwere Panzer wird zum Flügelkleide. Die Erde flieht zurück, kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude.» Auch diese Geschehnisse und Verse sind von solcher Größe, Schönheit und inneren Wahrheit, daß wir uns schon im Gedanken an sie entzünden und fast in Dankbarkeit verstummen sollten.

Aber solche Bilder und Erinnerungen entlassen uns nicht so schnell. Wir wissen, daß Schiller in der alten Sagengestalt des Herakles das große Symbol auch seines Lebens gesehen hat, daß überall dieser Sohn des Zeus ihm Abbild und Vorbild seines Verhaltens, Trost und Verherrlichung seines eigenen Wesens gewesen ist. Wir haben gehört, wie er von dem ewigen Gefechte singt, in dem Alcid des Lebens schwere Bahn durchschreitet, unfrei, im Dienste des Niedrigen. Die Taten des Herakles, was sind sie anders als die Siege des Genius über die Materie, über das Widrige in jeder Form, über des «Lebens Unfläterei», über den Augias-Unrat der Welt?

So in ewiger Mühe, im gleichen Kampf gegen die Widerstände der Welt war auch Schiller seinen Weg gegangen. Wirtschaftliche Bedrückung, der er erst in den letzten Jahren leidlich entkam, körperliche Mühsal und belastende, widrige Krankheit, der grobe Stoff der Existenz, der Staub, der uns allen immer entgegenwirbelt, die Masse des Stoffes, die er zu Kunstwerken umschuf — überall sehen wir ihn «tief erniedrigt», gebunden und elend in Mühsal. Aber wie er die Leiden und Taten des Herakles erfuhr und zu seinen Taten und Leiden machte, so auch die Befreiung und Erhebung, die endliche Erhebung unter die Götter. Sie geschieht hier nicht, wie bei den großen Menschenbildern seiner Dichtungen, durch den reinigenden Tod, sondern in der Vergöttlichung, in einer Apotheose, mit deren festlichen Begängnissen eigentlich die frommen Weihespiele ja auch geendet hatten. Es ist die hohe Feier der Überwindung des Staubes, des Sieges über die Schwere, des Aufschwungs in «die heiteren Regionen» der ewigen Ideen, der geistigen Wirklichkeiten, hinter denen alles Irdisch-Trübe, alles Stofflich-Schwere, alles sinnlich Schuldvolle versinkt:

«Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet
Und des Äthers reine Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.»

Es ist ihm nicht vergönnt gewesen, die olympische Idylle der Hochzeit des Herakles mit der Hebe, wie er wollte, in einem heiter-ernsten Gedicht ausführlich zu besingen. Diese Idylle schwebte ihm lange vor der Seele, als eine künstlerische Verwirklichung seines innersten Glaubens und Anspruchs. Aber das, was ihm zu schaffen erlaubt war, ehe vor 150 Jahren der frühe Tod der Herakleischen Mühsal ein Ende setzte, Gedicht und Drama, Essay und Brief, alles ist wahrhaftige Kunde seines besonderen Menschentums. Die sittliche Kraft, mit der er den Kampf mit dem Stoffe bestand, der seelische Wagemut, der ihn immer aufs neue zu den tragischen Begegnungen mit der Notwendigkeit zwang, die Standhaftigkeit, mit der er die Unmittelbarkeit seiner Welterfahrung ertrug und guthieß, und endlich die Energie des Geistes, die alle Erscheinungen auf die Idee zurück- oder emporwarf und das eigene private Leben in die Geschichte seines Geistes verwandelte — all das ist nicht nur der flüchtigen Erinnerung wert, die der Zufall eines Datums uns abverlangt —, sondern es ist — in seiner Eigenart, unter den Bedingungen seiner Natur — durchaus eine der möglichen Hochformen des Menschseins, nicht Glück, wie er sehr wohl wußte, sondern Mühe und zugleich der Mühe Lohn, Verdienst des sittlichen Geistes, Heldentat und ein wahrhaftiger Triumph des Menschen. Deshalb gehört er zu den unvergeßlichen Erziehern des Menschengeschlechtes. Die Voraussetzung der erzieherischen Gewalt seiner Persönlichkeit ist, daß der Geist Auftrag und Verpflichtung, daß die Erhebung in die Idealität die Sendung des Menschen ist — im Grunde also auch eine Verwandlung ins Unsichtbare, wie es die Duineser Elegien verkünden —, das will sagen: nicht in des Gedankens Blässe, sondern in die idealen Wirklichkeiten, die sich geheimnisvoll dem inneren Blicke erschließen, also in jene «Gestalt», die

«als Gespielin seliger Naturen
wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern».

Das ist kein Hirngespinst, sondern transzendentale Realität, Wirklichkeit des Geistes, unser letzter und höchster Auftrag, unser letztes und höchstes Glück. Denn in dieser Freiheit, die zu besingen er immer von neuem sich berufen fühlt, in dieser Freiheit von Welt, von Stoff, von Mangel und Zeitlichkeit, liegt die hohe Beseligung, der Trost und die Würde des Lebens, zu der er seine schönsten Gestalten hinaufführt, und zugleich die Freude, deren Heiligtum wir feuertrunken betreten, der ewigen Harmonie plötzlich teilhaftig wie die sterbende Heldin, eingeschlossen in die große Sympathie der Gestirne. Da steht der Mensch, unter Göttern, göttlicher Fülle gewürdigt, und

«aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm die Unendlichkeit».

Schiller weiß sehr wohl, welche Forderung er stellt, wie schwer der Weg ist, den er gegangen ist und den er andern anrät, weil es schlechthin der menschliche Weg sei. In einer später unterdrückten Strophe ruft er:

Brechet mutig alle Brücken ab.
Zittert nicht, die Heimat zu verlieren,
Alle Pfade, die zum Leben führen,
Alle führen zum gewissen Grab.
Opfert freudig auf, was ihr besessen,
Was ihr einst gewesen, was ihr seid,
Und in einem seligen Vergessen
Schwinde die Vergangenheit.»

Dies ist sein erzieherischer Aufruf zur Geistestat, in der die Welt überwunden ist.

Die Zeit kann seinem Bilde wenig anhaben. Es dringt durch alle Entstellungen und durch allen Mißbrauch, der mit seinem Namen und Werke getrieben werden kann, immer aufs neue die deutliche Prägung seines männlich scharfen und großen Charakters hindurch, und seine Dichtungen, die uns bald näher und bald ferner stehn, die sich von uns abwenden und dann plötzlich wieder auf uns zukommen, mit dem Tiefsinn ihrer Weltgestaltung, mit dem hohen Anspruch ihres ethischen Gehaltes, mit der rauschenden Musik ihrer Verse — diese Dichtungen, ach, es geht nicht darum, sie zu preisen —, es geht darum, daß wir ihrer würdig bleiben, daß wir vor ihnen bestehen und daß die Begeisterung, die ihn beseelt und unter die Unsterblichen entrückt hat, niemals «der gerühmten besseren Vernunft» in uns den Platz räume und daß jeder von uns «Ehrfurcht habe vor den Träumen seiner Jugend». Es geht um unsere innere Freiheit ihm gegenüber, um unsere Freiheit zu ihm. Denn unsere eigene Seelengröße und Menschlichkeit wird sich auch darin

bewähren und kundtun, daß wir ihn verehren und nicht aus angemaßter Überlegenheit und aus wesentlicher Unkenntnis den Dichter aus unserem Geiste verdrängen, welcher der machtvollste Fürsprecher und Zeuge dieses Geistes gewesen ist vor der Vorsehung und als «Abgeordneter der ganzen Menschheit» unsere Sache geführt hat vor der Ewigkeit. Es halle das Wort lange in uns nach, das seine ganze Dichtung durchzieht und den tiefen Sinn seiner Sendung verkündet:

«Werft die Angst des Irdischen von euch,
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich!»

(Nach einem, anläßlich einer Schiller-Feier in der Technischen Universität Berlin-Charlottenburg gehaltenen Vortrag.)

DIE WANDLUNG DES MENSCHEN

Es ist nicht leicht, über eine Zusammenkunft zu berichten, an der in zahlreichen Vorträgen und Diskussionsvoten ein so zentrales Problem des heutigen Menschen behandelt wurde. Die Gemeinschaft *Arzt und Seelsorger*, die durch ihre regelmäßigen Zusammenkünfte und Veröffentlichungen bekannt ist, führte diesen Herbst in Stuttgart eine Arbeitstagung über das Thema der *Wandlung des Menschen* durch. Die seelsorgerlichen und psychotherapeutischen Aspekte sollten gemeinsam besprochen werden, und so gehörten zu den Eingeladenen denn auch Theologen, Psychologen, Psychiater und Pädagogen. Im Ferien-Waldheim Frauenkopf, einer evangelischen Heimstätte, fanden sich während den vier Tagen jeweils über hundert Menschen beider Konfessionen zu einer aufmerksamen und diskussionsfreudigen Hörerschaft zusammen. Dabei kontrastierten die weißen Flügelhauben einiger Nonnen artig mit den dunklen Gewändern der Diakonissinnen und unterstrichen dadurch die friedliche Mischung der Konfessionen.

Die verschiedene Herkunft der Vortragenden und Zuhörer, was Konfession, Stand und Beruf anbelangt, war insofern fruchtbar, als die Aussprache stets offen blieb und jede einseitig dogmatische Fixierung vermieden wurde. Gewisse Nachteile zeigten sich dann, wenn gelegentlich komplizierte fachliche Details, z. B. aus dem Gebiet der Tiefenpsychologie, vom Publikum vorschnell und verallgemeinernd interpretiert wurden.

Wie zu erwarten war, bedurfte es vorerst heikler Begriffsbestimmungen, um dem an sich so faszinierenden Thema zu Leibe zu rücken. Insbesondere galt es abzuklären, was unter Wandlung verstanden werden sollte, wie weit sie reiche und wie von da her das Wesen des Menschen überhaupt zu verstehen sei.

Der Theologieprofessor *Haendler*, Berlin, ging in seinem Referat auf die *Wandlung durch den Glauben* ein. Er will nur dann von echter Wandlung sprechen, wenn sie die ganze Person des Menschen umfaßt. Nun ist der Glaube meist ein Gemisch von äußerlichem Traditionalismus, Angst vor dem Chaos, Scheu vor der Freiheit einerseits und echter Hingabe an Gott anderseits. Wandlung erfolgt dann, wenn dieser echte Anteil des Glaubens die Führung übernimmt. Es ist die subjek-